

Sophie Reyer
Hexensommer
Eine Dissoziation in drei Leben



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2024

1. Auflage März 2024

literatur nr. 151

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto und Grafik: iStock

Foto der Autorin: Konstantin Reyer

Lektorat: Maria Ankwitsch

Koordination Herstellung: MB Druckbetreuung - EVERGREEN Media Kft.

Druck: Totem

ISBN 978-3-903575-11-0



GRAZ

Sophie Reyer

Hexensommer
Eine Dissoziation
in drei Leben

Roman

Walpurga: Der Fluss

Verswinden, das ist das Ende. Sie aber beginnt gerade, kommt auf die Welt. Dillingen an der Donau heißt der Ort, an dem sie anfängt: Walpurga Hausmännin, die Hexe. Friedlich fließt hier der Fluss. Im Land herrscht eine Stille, die jedoch nicht leer ist und traurig. Bloß ein wenig geheimnisvoll ist sie, vielleicht. Sie flüstert. In dieser Stille, in diesem Rauschen, beginnt Walpurga. Beginnt als Klingen, beginnt am Rande. Und wie jeder, beginnt sie als Kind. Das Leben ist einfach und schön. Bienen schwärmen im Gebüsch und die Schmetterlinge hüpfen umher. Bäume steigen zart in die Höhe in ihren ersten Erinnerungen, und die Welt ist voll von dem leisen Tönen des Wassers, neben dem sie haust. Walpurga liebt die Donau, von Anfang an. Und von Anfang an ist sie auch naturverbunden, spürt ihren Körper mit einer Intensität, die nur Kinder kennen. Das Herz ist eine Trommel, die schlägt, wenn sie durch die Gräser streift, und sanft sind die Gesichter der Bäume! Eine intelligente Luftigkeit zieht durch Walpurga hindurch, wenn sie durch den Garten streift. Die Welt der Kindheit ist zwar traurig, aber voller Unbegreiflichkeiten und Überraschungen, die ihr jeden Tag aufs Neue in die Augen steigen. Das macht das Leiden erträglich. Und Walpurga wiederkaut alles Helle, wie um sich selbst die Angst vor der Nacht zu nehmen. Und das geht leicht, vor allem wenn Tag ist: Denn das Leben ist hell und schön, und es gebiert sich selbst stets neu. Walpurga liebt es, liebt den Garten.

Rund um sie blühende Wiese. Tummeln sich Kohlweißlinge. Taumeln heran. Blüten schweben im weichen Wind und die Welt erscheint hell. Das ist ihre Kindheit.

»Meine Kleine!«, ruft es in dem Moment sanft hinter ihrem Rücken.

Es ist die Großmutter!

Walpurga lächelt. Das Gesicht der Großmutter ist weich wie Wasser. Sie freut sich, wenn sie merkt, wie die Großmutter ihr entgegenfließt. Ein Wort dafür gibt es, weiß Walpurga Bescheid. Es heißt Liebe. Sie folgt dem Wort und läuft der Großmutter entgegen. Vor Freude pulsiert es an ihren Schläfen, das Herz wird wieder zu einer Trommel, pocht und lacht. Eine unsichtbare Schnur zieht Walpurga zur Großmutter hin. Das ist der Anfang von allem: ein Ziehen und Fließen. So beginnt sie.

1. Susannes Tage

Ich: Der Anfang

Ein heller Tag. Ich saß in einem Kaffeehaus, nippte an einer Tasse Espresso. Draußen wehte ein leichter Wind. Sommer. Ein Buch hatte ich in meinen Händen, es zitterte ein wenig, während ich las. Vielmehr: Ich zitterte. Kein Wunder. Vor mir Buchstaben, die Furchtbares aufreiheten: Die Geschichte der Hexenverbrennungen. Walpurga Hausmännin, las ich, vermutlich 1527 geboren und am 2. September 1587 hingerichtet, wieder und wieder. Ich starrte auf Jahreszahlen, die vor meinem Auge verschwammen. *Hebamme*, las ich und *Opfer der Dillinger Hexenprozesse*.

Der Tag war warm, das Sonnenlicht streichelte mir die Schläfen, ich hätte zufrieden sein können mit meiner Tasse Kaffee, die mir die Fingerspitzen wärmte, und mit dem hellen Schein des Morgens, der Luft, die durch die Blätter fuhr. Doch in mir war nichts als Grauen. Das Herz pochte wie eine Trommel, ich fühlte mich mit einem Mal abgetrennt von allem, wie eine Linie ohne Anfang und Ende, die in der Luft hängen blieb.

Wie den Gewaltverbrechen an Frauen etwas entgegen können?, dachte ich. Dachte an all die Kollegen, die mit mir im Amt saßen, an ihre wackeligen Doppelkinne, ihre fleischigen Hände – und sah mit einem Mal die Hände fetter Priester vor mir, die anklagend auf brennende Frauen zeigen. Platt, lachte ich mich selbst aus. Dennoch: Diese Männer waren genau wie die Priester damals: Sie taten, als glaubten sie nicht an das, wovor sie sich im Grunde ihres

Herzens fürchteten. Und dazu, wovor sie sich fürchteten, zählten vor allem die Frauen.

Ich seufzte, bezahlte und packte das Buch ein. Mit leicht geknicktem Rücken spazierte ich durch die Stadt, ein wenig kopflos und in Gedanken versunken, und Bilder der Vergangenheit stiegen neben Jahreszahlen vor meinem inneren Auge auf.

So war ich tief in mir versunken, als mir in der Auslage des Stadtmuseums ein Foto ins Auge stach: eine Frau in Schwarzweiß, Bubikopf, die Augen aufgerissen, riesig und starr in die Weite gerichtet. Susanne Wenger. Neben dem Gesicht, dessen Ausdruck zwischen Wahnsinn und Erleuchtung zu schwanken schien, war ein in verspielten Lettern aufgeschriebener Text zu sehen, dessen Buchstaben an Blumen, Blüten und Wolken erinnerten. Nie habe ich so eine Form von Verschriftlichung poetischer Sprache gesehen, dachte ich mit einem Mal und ein Gefühl der Hoffnung keimte in mir auf.

Kaum war ich zu Hause, begann ich zu googeln und mich schlau zu machen, wollte die österreichische Künstlerin Susanne Wenger und ihre Arbeit in Oshogbo – nach der Migration 1950 nach Afrika – kennenlernen. Ich staunte nicht schlecht: Mit einem Mal war da eine Kraft, die ganz anders schien als die des verstaubten Christentums. Ich war vorher noch nicht mit afrikanischen Mythen in Verbindung gekommen, hatte mich in meiner Arbeit kaum mit archaischen Kulturen auseinandergesetzt. Eines aber stand unweigerlich fest: Diese Frau, dieses Gesicht, die wahnhaft starrenden Augen hatten mich beeindruckt. So las ich, las über Oshun, die Göttin der Flüsse, der diese Susanne Wenger sich verschrieben habe, sah sie vor meinem geistigen Auge und hörte, wie sie mir leise zuraunte: »Alles ist Klang!«

Schon am nächsten Tag, als ich ins Amt kam und ein gerade gekauftes Buch über Wenger auf meinen Schreibtisch legte, das ich in der Mittagspause lesen wollte, betrachtete mich meine Freundin, die ihren Schreibtisch neben mir hatte, mit hochgezogener Augenbraue.

»Wo hast du die denn entdeckt?«, rief sie lachend aus.

Ich zuckte mit den Schultern. »In der Auslage des Stadtmuseums. Hat mich angesprochen, irgendwie.«

Mina stieß einen anerkennenden Pfiff aus. »Mal was anderes als die ganzen Hexenverbrennungen, über die du sonst immer liest«, sagte sie und lächelte, während die schwarzen Locken ihr in die helle Stirn lappten.

»Weißt du eigentlich«, fuhr sie nach einem kurzen Augenblick des Schweigens fort, »dass man eine kleine Straße im Stadtpark mit dem Namen ›Susanne Wenger Weg‹ betiteln wollte, woraufhin ein männlicher Kollege bloß entgegnete: ›Lassen Sie uns in Frieden mit der Hexe!‹«

Ich merkte, wie ich nach Atem schnappen musste. Wie ein Fisch ohne Wasser kam ich mir vor. Da dachte ich wieder an Walpurga und die fettigen Fleischhände der Priester von damals ...

»Alles okay?«, fragte Mina.

Ich schüttelte die Vision ab. »Ja«, meinte ich, bemüht lässig, und fügte fragend hinzu: »Wer war das?«

»Was?«

»Wer hat das gesagt mit der Hexe?«

Schweigen.

Mina blickte ihre Fingernägel an und meinte dann mit leicht zischender Stimme: »Ich mag keinen Namen nennen. Wir sind hier im Amt.«

Ich nickte und ging, das Buch an die Brust gepresst, auf meinen Tisch zu. Doch die Sache ließ mir keine Ruhe: Wer

meiner männlichen Kollegen konnte diesen Satz mit der Hexe bloß gesagt haben? Immer wieder rotierte die Frage in meinem Hirn und bestätigte mich mehr und mehr darin, mich mit Susanne Wengers Leben und Arbeit aneinanderzusetzen.

So verbrachte ich in den nächsten Tagen meine freien Momente damit, Susanne Wengers Leben zu studieren, fast so, als müsse ich ihre weibliche Kraft der Hässlichkeit der Hexenprozesse entgegensetzen. Das war jedoch alles andere als einfach nur schön: Denn auch das Schöne kann schrecklich sein, dachte ich, als ich an einem der nächsten Nachmittage wieder in meinem Kaffeehaus saß und in dem Buch las. Ambivalente Gefühle, die mich im Angesicht der vorerst radikal fremden, monumentalen, wild naturhaften Skulpturen befielen und erschütterten, schwappten immer wieder über in Erstaunen, ja, in eine Faszination, die beim Betrachten fesselte. Es schien, als gelänge dieser Frau das Oszillieren zwischen Tradition und Moderne, als baute sie eine Brücke zwischen Archaischem und Abstraktem, ja, ästhetisch und geistig verschmolzen kamen mir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in diesem ihrem Gesamtkunstwerk vor, das sämtliche Materialien von Bäumen über Steinen bis hin zum klassischen Bleistift auf Papier mit einschloss. Ich begann, mich mit Susanne Wengers Lebensgeschichte zu befassen und erfuhr, sie habe sich, indem sie sich als vorurteilslos Lernende in den religiösen Kosmos der Yoruba einfügte – so wie sie sich schon im Kindesalter die Natur als eigene Universität auserkor –, durch ihre Demut einen ganz eigenen Platz in deren Geschichte erarbeitet. Stets begegnete sie der Lebenswelt der Yoruba in Ehrfurcht und Würde und so wurde ihr die Ehre zuteil, als Erbin die-

ser alten Hochkultur erwählt zu werden. Susanne Wengers Schaffen und Streben war ein lebenslanger Akt zwischenmenschlicher und infolgedessen auch inter-kreatürlicher Solidarität, dachte ich, während ich las, und ich bewunderte sie immer mehr. Doch damit nicht genug: Weiters gelang es ihr, die spirituelle und profane Kraft des Yoruba-Volkes ohne Mühe mit ihren europäischen Wurzeln zu verknüpfen, und zwar in einer Zeit, in der Afrika sich großen Problemen zu stellen hatte. Trotz aller Widerstände ließ sich Susanne Wenger nicht davon abhalten, den Schrein des Shonponna Kultkreises »Idi Baba«, der von der westlichen Gesinnung nach und nach zerstört zu werden schien, zu erhalten und an ihm weiterzubauen.

Nicht schlecht, dachte ich, während ich in dem Buch blätterte und mir einige bunte Fotografien, die aus den Achtzigern stammten und eine geschminkte Frau mit Runzeln und dem Blick einer weisen Schlange zeigten, ansah. Das also war Susanne. Susanne in ihrer Heimat.

Ich blätterte weiter, las und las. Susanne. Sie bewohnte nicht nur ein Haus im »brasilianischen« Stil in Oshogbo, das das letzte und schönste Werk eines bekannten Yoruba-Baumeisters war, sie adoptierte und beherbergte außerdem fünfzehn Kinder dieses Volkes und gab ihnen unter den holzschnittartigen Riesenwesen und Gebäuden im Heiligen Hain Unterkunft. Oshogbo, eine Stadt mit dreihunderttausend Einwohnern, im Zentrum der Yoruba-Region, heute die Hauptstadt des Bundesstaates Osun, wurde so Susanne Wengers Zuhause. Dort schuf sie in einem der letzten Reservate uralten Regenwaldes, an den Ufern des Flusses Osun, eine Symbiose aus Architektur, Plastik, Malerei, Spiritualität, Natur und Kunst – diese Symbiose zeigten die Bilder des Büchleins. Begeistert betrachtete ich die riesi-

gen Skulpturen und Monumente, die mitten im Nichts der afrikanischen Landschaft standen und an Elfen und andere geheimnisvolle Wesen zu erinnern schienen. Dieser »Heilige Hain«, erfuhr ich weiters, beherbergte Susanne Wenger bis zu ihrem Tod, wobei sie ihr Priestertum der Wassergöttin Oshun weihte.

Ich hielt kurz mit dem Lesen inne. Oshun. Das klang wie Rauschen, wie Naturgewalt und Ewigkeit. Das klang wie das Wasser selbst! Kein Wunder, dass dies in Afrika auch der Name des Flusses war.

»Alles okay?«, fragte mich da der Kellner.

Ich blickte auf. Offenbar hatte ich vor mich hingemurmelt in meiner Begeisterung.

»Aber ja«, meinte ich dann rasch und nickte freundlich.

Flink nippte ich an meiner Tasse Kaffee, die ich für einen Moment völlig vergessen hatte, und dann las ich weiter.

Oshun also lautete der Name der Göttin, und so war auch der Name des kraftvollen Flusses, der beinahe durch das ganze Yoruba-Gebiet strömt, in Oshogbo jedoch als besonderes Heiligtum der besagten Göttin geweiht ist, wie ich den Zeilen entnehmen konnte. Ich begriff: Nahe dem Rauschen hatte Susanne Wenger begonnen, ihre Kräfte zu entfalten. Ein wichtiger Nährboden in Susanne Wengers Biografie war wohl außerdem die Begegnung und Freundschaft mit einem der letzten wichtigen Oshunpriester, Layi Olosun, gewesen, der mir auf einer der nächsten Seiten fotografisch präsentiert wurde. Dieser löste starke Veränderungen in Susanne Wengers Leben aus, denn sie übernahm fast alle seine Kinder, um mit ihnen in den heiligen Hainen eine neue, naturverbundene Welt aufzubauen, las ich. Das Wort Kinder machte mich für einen Moment froh. Getröstet sah ich aus dem Fenster des Kaffeehauses, betrachtete

leise das Licht – und die traurigen Gedanken an Walpurga waren für einen Moment verschwunden. Ist das Licht erreicht, darfst du dich nicht umblicken, dachte ich für einen Augenblick. Und ich nahm den Band über das Märchen Persinette, ein französisches Märchen, zur Hand, das die Geschichte unseres heutigen »Rapunzel« erzählt.

Charlotte: Kindheit: Fließen

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die wünschten sich schon lange vergeblich ein Kind, endlich machte sich die Frau Hoffnung, der liebe Gott werde ihren Wunsch erfüllen. Die Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnte man in einen prächtigen Garten sehen, der voll der schönsten Blumen und Kräuter stand; er war aber von einer hohen Mauer umgeben, und niemand wagte hineinzugehen, weil er einer Zauberin gehörte, die große Macht hatte und von aller Welt gefürchtet ward. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah in den Garten hinab, da erblickte sie ein Beet, das mit den schönsten Rapunzeln bepflanzt war; und sie sahen so frisch und grün aus, daß sie lüstern ward und das größte Verlangen empfand, von den Rapunzeln zu essen. Das Verlangen nahm jeden Tag zu, und da sie wußte, daß sie keine davon bekommen konnte, so fiel sie ganz ab, sah blaß und elend aus. Da erschrak der Mann und fragte: »Was fehlt dir, liebe Frau?« – »Ach«, antwortete sie, »wenn ich keine Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Hause zu essen kriege, so sterbe ich.« Der Mann, der sie lieb hatte, dachte: »Eh du deine Frau sterben lässest, holst du ihr von den Rapunzeln, es mag kosten, was es will.«

Sie kam zwischen Blüten zur Welt. Charlotte-Rose de Caumont wurde 1650 im Château de Cazeneuve in der Nähe von Bergerac in einer protestantischen Familie geboren. Ihr Vater, François de Caumont, Marquis de Castelmoron, war Marschall der Lager und Armeen des Königs,

Gouverneur von Belfort und des Fürstentums Montbéliard. Allein schon das Familienwappen zeugt von der Bedeutung und dem Rang des Adels von Caumont de La Force. In ein Dasein des Wohlstands also wurde sie hineingeboren. Am Anfang war alles einfach. Sie gehörte zu den Reichen. So viel begriff sie früh. Und dass sie nach den Blumen benannt war, die rot sind und Dornen tragen: Rose. Charlotte-Rose de Caumont de La Force. Später würde man sie Mademoiselle de La Force nennen, doch noch war sie dafür zu klein. Adelig, sagte man ihr. Sagte: Grafenkind. Und das Wort gefiel ihr, genau wie die Amme, die sie wiegte. Das Schloss, in dem sie wohnten, knarrte und knackte in der Nacht. In ihrer ersten Erinnerung lag sie unter einem Baum im Garten. Eine Birke war es. Sie streckte ihre Finger aus, die Wipfel zu erreichen. Wollte übergehen in das, was sie umgab: in das Grün der Blätter, in das Blau des Himmels. Diese Sehnsucht würde sie begleiten. Später noch. Ja, fließend würde sie sein wollen, ihr ganzes Leben lang. Jetzt aber war sie eine Beginnende. Ein Kleinkind. Versuchte, sich auf den Rücken zu drehen. Versuchte, auf eigenen Füßen zu gehen. Doch das war nicht so einfach, denn immer wurde sie hingezogen zu einer Mitte, die sie nicht kannte. Ja, es war, als würde eine seltsame Kraft sie auf die Erde pressen wollen. Wie leicht hatten es da die Vögel! Gehen war nicht einfach, dachte Charlotte, als sie sich aufrichtete.

»Meine Kleine!«, rief es in dem Moment sanft hinter ihrem Rücken.

Es war die Amme, die, den Bruder an der Hand, auf sie zuging. Charlotte lächelte. Das Gesicht der Amme war weich wie Wasser. Es half gegen die Kantigkeit der Welt, an der man sich immer stoßen konnte, wenn man versuchte, sich zu bewegen, dachte Charlotte. Und sie merkte, wie sie der

Amme entgegenfloss. Vor Freude pulsierte es an ihren Schläfen, das Herz wurde zu einer Trommel, pochte und lachte. Eine unsichtbare Schnur zog Charlotte zur Amme hin – sie ging, ging ihre ersten Schritte ohne Hilfe. Zuerst war da Begeisterung. Dann aber wurde das Ziehen stark, stärker, sodass Charlotte das Gefühl hatte, fast auseinanderzureißen. Wie zerschnitten kam sie sich vor, für einen Moment. Jetzt wurde sie hastig, die Füße stotterten ein wenig, sie waren die neue Art der Bewegung noch nicht gewohnt.

»Du läufst!«, rief die Amme laut auf, »mein Blümchen, meine kleine Rose!«

Doch da war der Moment auch schon wieder vorbei. Denn Charlotte war zu ehrgeizig. Sie hastete, strauchelte, kam zu Fall. Für einen Moment atmete sie schwer und grub beschämt das Gesicht ins Gras. So lag sie ratlos da, wusste nicht recht weiter. Die Amme schritt, immer noch lächelnd und in fließenden Bewegungen, so als wäre sie aus Wachs, auf sie zu. Sie lachte.

»Gut gemacht, kleine Frau!«, rief sie und schien auf eine Antwort zu warten.

In Charlotte aber war nur Schweigen. Sie hörte, wie das Blut in ihren Ohren rauschte, pulsierte. Die Mitte der Erde, sie konnte grausam sein, dachte Charlotte da. Sie zog immer alles zu sich hinab! Wie gern hätte sie Flügel wie die Elfen in den Märchen, die die Amme ihr immer wieder erzählte! Diese begann nun auch lächelnd, sich zu ihr hinabzubeugen, und strich Charlotte zart über das walnussbraune Haar. Charlotte sah sie an und fühlte sich mit einem Mal ein wenig beklommen. Sie war sich nicht sicher, wo sie aufhörte und wo die geliebte Amme anfing. Ihr Blick schien in die Amme hineinzusteigen – die Welt war ein drohender Übergang, von Himmel zu Baum, von

Erde zu Himmel, und auch sie war ein drohender Übergang, wusste nicht, wo ihre Ränder waren. Als sie die Amme so betrachtet, schien es Charlotte fast, als löse sie sich in ihr auf, als wäre sie für immer und unweigerlich mit ihr verbunden. Genauso wie mit den Bäumen, dem Himmel und der Erde. Das Herz war eine Trommel, der Blick eine Brücke. Charlotte hatte noch keine Grenzen. Sie sah sich um.

»Das wird«, meinte die Amme, die ihren ängstlichen Blick bemerkt hatte, und hockte sich neben Charlotte ins Gras, während sie ihr Häubchen ein wenig lüpfte. »Bald wirst du laufen wie ein Wirbelwind!«

Charlotte sah die Amme an, sah den Himmel an. Ihr Leben war voller Einzelheiten, sie wollte alles erfassen, wusste nicht, womit sie sich zuerst verbinden soll. Und da kam auch noch der Bruder Jean hinter der Amme dreingelaufen! Charlotte versuchte, etwas zu sagen. Aber sie fand die Worte nicht. Bang blickte sie sich um. Alles drehte sich schwerelos, die Bäume, der Wind, und das Herz pochte laut. Charlotte war benommen. Sie schieg und lauschte auf das Gras. Im Garten herrschte mit einem Mal eine Stille, die leer war und traurig. Beklemmend schien sie zu flüstern, aber sie verstand nicht, was!

Charlotte konnte nichts anderes tun, als die Welt zu betrachten, die sie umgab. Die Bäume stiegen zart in die Höhe, winkten mit ihren Wipfeln und sahen sie an. Wie sanft die Gesichter der Bäume sind, dachte Charlotte. Ja, ihr Herz sang, wenn sie ihr Grün betrachtete! Charlotte seufzte. Und mit einem Mal wurde sie wieder ruhiger. Die Amme begann, ihr die Ärmel des weißen Kleides ein wenig in die Höhe zu krepeln. Charlotte lächelte schief. Plötzlich wurde der Schmerz des Gefallenseins erträglich.

»Bald kommt der Sommer«, meinte die Amme da, und: »Heiß ist's!«, während sie für einen Moment innehielt. Charlotte nickte und lächelte. Sie liebte den Sommer, dann hing Leichtigkeit in der Luft. Schön war er, ganz anders als der Herbst. Alles tröstete: die Buntheit der Blumen, das Erwachen der Vögel. Vielleicht, damit der Tod ihnen nicht so schwerfiel im Winter, dachte Charlotte da und sah sich um. Jede Stelle im Schlossgarten war hell. Überhaupt war alles hell in der Natur. Nur die Erwachsenen hatten starre Züge, sie verdunkelten manchmal den Tag. Die Blumen aber waren schön. Und sie wurden von Elfen bewacht, hatte die Amme erzählt.

Charlotte ließ sich von der Amme in den Arm nehmen und gemeinsam bewegten sie sich eine Dornenhecke entlang. Charlotte betrachtete die Blumen, nach denen sie hieß: Rose.

»Warum sind die Blüten im Winter tot?«, fragte Charlotte da, mit einem Mal nachdenklich geworden.

Der Busen der Amme wogte, sie drückte zärtlich Charlottes Körper an ihre atmende Haut und lächelte.

»Die Elfen selbst sind es, sie küssen den Tod auf die Blumen!«, erklärte sie mit leiser, fast verschwörerischer Stimme.

Jean hastete indes hinter ihnen her. »Was? Was?«, rief er ein wenig eifersüchtig.

Die Amme zwinkerte ihm zu. »Über Elfen reden wir. Sie sind's, die die Blumen zu Tode küssen! Damit sie als Feenstaub wiederkehren!«, wiederholte sie geduldig.

»Das glaub ich nicht!«, rief der Bruder da aus. »Wie kann man so etwas Schönes wie Blumen töten? Und dann noch mit einem Kuss? Und überhaupt«, fügte er hinzu, »Elfen sind erfunden! Alles nur Märchen.«

Erschrocken blickte Charlotte die Amme an, aber die schien überhaupt nicht getroffen zu sein von den Worten des Bruders.

»Nun ist's aber bald Schlafenszeit!«, mahnte sie dann streng.

Da wurde Charlotte ganz bang ums Herz. Schnell reckte sie ihren Kopf in die Höhe, um näher bei der Sonne zu sein. Vielleicht konnte die Sonne ihr die Angst vor der Nacht nehmen?, dachte Charlotte, und mit einem Mal erschien ihr alles so unvermeidlich. Sie entkam der Reibung mit den Dingen nicht, war in sie hineinverwoben, in die rosigen Lippen des Lebens, die sie aus allem heraus ansprachen, murmelnd in den Wipfeln der Bäume, kreischend in den Kehlen der Vögel. Und wie die Lippen der Elfen die Blumen totküssten, schien es ihr, als würden die Lippen des Lebens sie jede Nacht totküssen. Zwar war der Tag schön und hell und er tröstete, aber Charlotte wusste: Sie war nur ein Flügel in Bewegung, stets auf dem Absprung, alles war immer neu, wandelte sich beständig, und immer wurde es wieder dunkel und bedrohlich. Dann klang der Atem wie ein heiserer Vogel, weil er Angst vor der Nacht hatte. So auch jetzt. Charlotte zitterte. Der Vogel in ihr hechelte, wollte entkommen, hinauf zur Sonne fliegen. Sie ließ ihn flügelschlagen, ließ ihn ziehen mit jedem Luftholen, doch es half nichts, er kam nicht zur Ruhe. Charlotte rang nach Atem.

»Gleich sind wir in deiner Kammer«, sagte die Amme da und machte eine rasche Kopfbewegung, um dem Bruder zu deuten, er möge ins Haus mitkommen. So wurde es langsam dunkel, und auch in Charlotte war es, als würden sich Vorhänge zuziehen. Wenn Charlotte die Augen schloss, um zu schlafen, zuckten Blitze auf in ihr und zeigten für einen

kurzen Augenblick alles in verändertem, diesigem Licht. Charlotte dachte dann an die Drachen aus den Märchen der Amme. Sie hatte Angst. Nichts anderes blieb übrig. So auch jetzt. Ein heftiger Gewitterregen aus Furcht pochte in Charlotte, als die Amme sie in ihre Kammer trug. Sie begann zu weinen. Die Amme küsste ihre Stirn.

»Ja, anstrengend war der Tag, du hast gehen gelernt, meine kleine Blume«, sagte sie zärtlich und lächelte, dass ihr Mund wie eine Wiege aussah. Doch er konnte Charlotte nicht trösten. Bang sah sie sich um. Im Dämmerlicht erschien vor ihren Augen eine Art Kontur. Das traute Zimmer, ihr Bett, der weite Raum mit den Puppen auf der Kommode in der Ecke. Alles wirkte mit einem Mal bedrohlich. Die Amme bettete sie zwischen die Laken. Charlotte ließ sich in die Kissen legen und ein wenig von der Amme streicheln, die ein Schlaflied summt. Langsam wurde es ruhiger in ihr. So fiel Charlotte in tiefen Schlaf, traumlos. Es war, als nehme der Fluss der Nacht sie mit sich und Charlotte fließe mit in dem dunklen, beruhigenden Nichts.

Susanne: Im Schatten des Bodhi-Baums

Am Anfang war Dunkel, Nichts. Dann wurde sie geboren. Dass sie ein Wunschkind gewesen sei, erzählte die Mutter Susanne, jahrelang. Das Erste, woran sie sich erinnert: Fenster. Vorhänge. Eine ausgebreitete Decke in Pastellfarben, auf der ein Ballon zu sehen ist und eine weite Wiese. Diese bunten Pastellfarben werden später in ihrem Bild »Im Schatten des Bodhibaums« wiederkehren. Doch davon weiß sie jetzt noch nichts.

Graz 1915: Eine gemütliche Stadt, die nach Meer riecht, aufgrund ihrer Kessellage zwar durch Feinstaub beeinträchtigt, doch auch isoliert und umgeben von gebirgiger Landschaft. Die Welt, in die Susanne Wenger hineingeboren wird, ist die eines Nestes. Kein Wunder, dass die Form des »Kessels« sie auch in ihren späteren Töpferarbeiten beschäftigen wird. Vorerst scheint es das Leben jedenfalls gut mit ihr zu meinen. Die Jahre um den Ersten Weltkrieg bringen zur Zeit ihrer Geburt auch noch den Aufschwung der Industrie und der bürgerlichen Kultur mit sich. Die über das ganze Land verstreute Schwerindustrie, wie etwa im Rahmen von Bergbau, Eisen- und Stahlwerken, wird nun in großen Unternehmen konzentriert. Aber davon weiß sie nichts.

»Baum«, sagt die Mutter und deutet auf einen braunen Stab, der auf die Decke gemalt ist. An dessen Kopfende ragt ein Bündel kleinerer Stäbe heraus, grün an den Spitzen.

Baum. Susanne versteht erst später, dass das mit dem Baum im Park zu tun hat. Baum gefällt ihr. Aber sie kann

nicht wirklich danach greifen. Baum lässt sich hier nur in Form einer Decke unter den Händen zusammenraffen, in Fäuste knüllen. Hinter dem Fenster verändert sich das Licht, jeder Tag ist dicht. Die Mutter scheint sich zu freuen, sie zu sehen, wie sie nach dem Baum greift, ihn in den Händen sammelt. Die Mutter beugt sich hinunter, sie riecht gut, hat eine Mulde unterm Kinn, in die es sich hineinschmiegen lässt. Manchmal, wenn Susanne sich an den Ecken oder Enden der Gegenstände stößt und ein fremdes Gefühl in ihr aufsteigt, sie zu plärren beginnt, weil sie nicht weiß, wohin, nicht weiß, was das ist, dieses Zuviel an Licht, an Pastellfarben und Welt, dann kommt ihr vor, dass die Mutter noch trauriger ist als sie. Das ist nicht gut. Susanne wird dann gleich leise. Sie versucht, es der Mutter nicht zu schwer zu machen.

Die Mutter und sie hatten ruhige Tage, erinnert Susanne sich später. Wie hinter einem Schleier tauchen die Bilder auf, manchmal, plötzlich. Eine Kindheit in Pastellfarben, unter dem Baum der Mutter Güte, die eine Art Buddha-baum ist.

Wurzelig sind die Wege am Hilmteich. Zu Beginn eine weite, grasüberwucherte Ebene, auf der Kinder mit aufgewetzten Knien und schweißigen Haaransätzen Fußball spielen.

Neben dem Teich ein verzweigter Baum. Er ruft Susanne, vielleicht so, wie der Bodhi-Baum einen Buddha ruft. Und sie klettert. Klettert zwischen das Geäst, schält sich aus dem Blätterwerk, als sie bei der Spitze des Baumes ankommt.

Susanne baumelt mit ihrem Körper hin und her. Die Füße stecken in violetten Kordhosen und quietschblauen Gummistiefeln, die Jacke hat einen Reißverschluss, der sich mit lustigen Geräuschen auf- und zuzippen lässt. Das macht

sie manchmal, während sie so im Herzen des Baumes hockt und Fliegen spielt. Auf den Ästen wippt. In die Wolken guckt. Es ist eine Aufgabe, die Krone zu erklimmen. Die Beine sprechen mit der Rinde, spüren ihre Unebenheiten auf. Mit den Füßen ins Nichts hineinzuschlenkern, macht kleine Hüpfen im Bauch.

Baum. So vergehen die ersten Jahre. Ohne Anfang ist der See in diesen Kindheitstagen, die Susanne liebt. Natur wird ihr auch später immer ihr Zufluchtsort sein. Im Sommer die Kornfelder zerwühlen können, in denen alles blüht. Abends flammt in den besonderen Sommern das Wasser auf in Sonnenglut. Der Himmel trägt rosiges Licht. Pastelhimmel. Der Himmel ist der Schatten eines hellen Baumes. Susanne wünscht sich dann eine Brücke, die sich über den Teich hin spannt und bis hin zur untergehenden Sonne reicht. Eine leichte, die wirkt, als wär sie aus Papier geschnitten. Vielleicht kann man damit die Sterne erreichen? Vielleicht geschehen einem dann echte Sternstunden? Sie sieht Konturen, sieht Farben. Sieht Bäume, im Kristallwerk hellen Leuchtens ineinander verschwunden. Der Bodhi-Baum, wird sie später wissen. Der Ort der Erleuchtung.

Jetzt aber ist sie nur Kind und die Welt klingt. Klingt so, wie sie später zeichnen wird. Wenn sie in der Dämmerung von dem Teich heimfährt, träumt die Landschaft in der Stille des Abends vor sich hin. Es wirkt, als würde der Staub des Sommers vom Himmel hängen und einzelne Bäume schneiden in den Rand der Sonne, die am Horizont versinkt. Welt in Schatten. Das sind Susannes Sternstunden, und sie freut sich auf den Nachthimmel. Und eh sie das Zuhause erreicht haben, hat der Boden etwas Federndes. Bleich und stumpf ist der letzte Lichtschimmer. Dick die

Luft. Alles ruft nach ihr: Götterkind, Kind im Wind! Und rundherum babyblau der Himmel, rosig getränkt die Wolken, wie Zuckerwatte. Und Susanne will einatmen, einatmen, als gelte es das Leben. Der Vogel über ihrem Kopf fliegt in langen, sich hochschraubenden Stübern. Seine Flügelschläge sind Stöße, die er der Luft gibt. Sie malt ihn, schon jetzt, nimmt ihn vorweg in ihrem Werk. Vogel über Baum. Die Freiheit. Sie selbst ist der Vogel. In Afrika werden ihr Kormorane begegnen, später. Riesige Flugtiere, die sie lieben wird.

Jetzt träumt sie sie vor. Reitet in Gedanken auf ihnen. Als Kind bereits. Eine runde Welt. Susanne kennt sich, weiß intuitiv alles, was passieren wird. Und das Dasein ist aufgehoben bei sich.

Manchmal aber kommt nachts die Angst wieder. Wartet die Einsamkeit der Stille auf sie?, fragt sich Susanne dann.

Es ist einer dieser schwierigen Abendmomente. Einer, in denen man erwächst und die Erleuchtung aufgibt, um Mensch zu werden. Da bildet sich ein weicher heißer Klumpen im Magen. Susanne ist jetzt ein Ich. Und sie spürt sich. Als abgetrennt, eigen, als etwas, das erst beginnt und nur noch in einer Erinnerung verbunden ist mit Baum und den Pastellfarben der Welt.

»Gelb ist die Farbe meiner Liebsten Haare«, beginnt die Mutter da zu singen und hebt Susanne seufzend hoch. Auch Susanne hat gelbe Haare. Also: helle. Mit einem Mal ist die Luft voll von ihrem Haar. Sie fühlt sich schön an. Susanne liebt es, wenn die Mutter sie an sich drückt. Das wird noch einige Jahre so bleiben, aber irgendwann einmal wird es ihr peinlich sein, zu nahe, wird ihr den Atem abschnüren. Jetzt aber macht sie die Stimme der Mutter glücklich. Verbindet sie wieder mit Baum und Helligkeit in Pastell.

Abends am Kamin darf Susanne einem Märchen lauschen. Sie liebt die Erzählungen von der fernen weiten Welt. Noch weiß sie nicht, dass sie selbst einmal in diese hinausziehen wird. Noch ist die Frage groß, ist alles möglich. Die Mutter erzählt. Von einem Baum, unter dem ein Mann eins geworden ist mit der Existenz.

»Das war der Bodhi-Baum«, sagt sie, und in Susannes Kopf springen die Bilder auf, werden hell und schön.

»Was ist ein Bodhi-Baum?«, will sie wissen.

»Der Bodhi-Baum ist eine Pappelfeige. Sie wächst sehr schnell und kann bis zu dreißig Meter hoch werden«, sagt die Mutter.

Susanne staunt. Später, in Afrika, wird sie viele solcher Bäume sehen.

»Der Name bedeutet Baum des Erwachens. Buddhisten, also die Anhänger einer Religion, nennen ihn so, weil ihr großer Lehrer Buddha laut Überlieferung unter einem solchen Baum meditiert und zur Erleuchtung gefunden hat«, fährt die Mutter fort.

Susanne staunt. »Erleuchtung, was ist das?«, will sie wissen.

»Das ist so ein Einssein mit allem.«

Susanne überlegt. Einssein mit allem. Ist man das nicht ohnehin, denkt sie? Meistens doch, oder? Bloß nicht, wenn die Nacht heranschleicht, so wie jetzt. Dann ist nur der Schlaf eine Koje und die Hand der Mutter muss sich oft über den Kopf wölben, dass sie eins mit der Welt wird.

Später, im Bett, zählt Susanne wieder und wieder die Flügelschläge der Nachtfalter, die ihre Schatten an die Wände werfen. Ein Aderwerk aus kleinen Rissen zeichnet die Decke über ihr, sie zählt die Sprünge, verfolgt sie mit den Augen, malt sie ab, bis sie schlafen kann. Das aber dauert.

Von draußen kriecht die Dämmerung herein. Irgendwann schieben sich Fratzen aus dem Dunkel, aus der Decke.

Vielleicht gibt es ja doch Geister?, überlegt Susanne, auch wenn der Vater behauptet, es gäbe sie nicht.

In diesen Abenden kriecht für Momente die Zukunft in sie hinein. Gegenwart, Vergangenheit und Kommen-des scheinen ineinander zu stecken wie verfilzte Haare. Und Susanne träumt. In ihren Träumen herrschen Farben, Kaleidoskope aus Welt und Licht. Sie nimmt die Ereignisse vorweg, ihre Zeit später, in Afrika, in einem fremden Land. Malen wird sie da, mit den Händen, ganz so, wie sie es im Moment in ihrem Kopf tut. Den Bodhi-Baum wird sie malen: Er wird von der Allheit erzählen, von der All-Einheit.

Baum. Aber noch ist sie klein, auch wenn sie ihr ganzes Leben vorwegträumt und sich in Pastellfarben vormalt. Aufgefächert im Land der Kindheit. Und als Märchen, als Worte einer Mutter, die gut sind und wie Brot: »Im Schatten des Bodhi-Baumes«. So legt sich Susanne nieder.

Susanne schläft ein. Ist Wunschkind. Ist Ei in der Welt. Ist ein großer, träumender Raum. Bodhibaum.

Charlotte: Männer und Frauen

Dass sie nach einer Blume hieß und die Bäume ihre besten Freunde waren, half nicht viel, wenn es darum ging, geliebt zu werden wie ein Mann. Das begriff Charlotte früh. Man aß auf großen, weiten Tischen, stets drei Gänge. Hielt die Köpfe gerade, streckte dabei die Brust heraus. Alles war geordnet, sortiert: die Diener, die einen Gang nach dem anderen auf Porzellangeschirr servierten, das Leuchten der Kerzen in den kristallinen Lustern, die über ihnen prangten. Eine große Sicherheit. Und im Zentrum dieser Sicherheit saß der Vater. Wie schön er aussah in seinem purpurnen tunikaartigen Rock, der ein wenig über die Beinkleider wallte! Wie fest und stark seine Schenkel waren! Alles drehte sich um ihn, wenn das Abendessen gerichtet wurde. Dann musste Charlotte stillsitzen, durfte sich nicht an ihrem Kopfreif kratzen, musste ihn ansehen, kauen und schweigen. Denn auch die Mutter verhielt sich so, und was die Mutter tat, das musste richtig sein! Oder?

Oft träumte Charlotte von ihrem Vater, der ihr in den ersten Jahren gut und stark vorkam. Jetzt lächelte sie ihn an und Charlotte sah, wie seine Augen für einen Moment glänzten. Doch sie glänzten nicht für sie. Sie glänzten für den Bruder. Das merkte Charlotte sofort. Mit feurigem Blick fixierte der Vater Jean, wie er so dasaß und sein Fleisch artig in mundgerechte Stücke schnitt. Sie seufzte, stocherte ein wenig in ihrem Mahl umher, beugte das Gesicht ein wenig tiefer, um das Essen zu betrachten. Kleine Fettkügelchen schwammen in der hellen Soße, und Charlotte

begann, gedankenverloren, sie zu zählen. Da geschah es: Mit einem Mal lappte eine ihrer braunen Locken in die fettige Flüssigkeit hinein.

»Charlotte! Was träumst du denn? Iss weiter«, mahnte der Vater sie sofort.

Charlotte blickte auf, sah das langgezogene Gesicht mit der breiten Adlernase an. Sie begriff: Das war nicht der Vater, der in ihrer Fantasie unerreichbar und schön war, das war der reale! Und er fühlte sich nicht besonders gut an. Charlotte seufzte.

»Aber Jean war doch auch so langsam!«, rief sie dann aus.

Völlig unerwartet traf es sie: Ein ruckartiger Stoß durchfuhr den Körper des Vaters, er beugte sich vor, holte mit der Hand aus – und auf Charlottes Wange Feuer, ein Brennen, dass ihr Herz eine Trommel wurde, verzweifelt pochte und ausschlug. Charlotte merkte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen.

»Entschuldige dich!«, verlangte der Vater da, doch sie konnte nicht. Konnte nichts anderes tun als ihn anstarren, aus großen, überschäumenden Augen.

Da schüttelte der Marquis den Kopf. »Wie empfindsam das Kind ist!«, rief er wütend. »Empfindsam und stolz! Schwer wird es für die Männer sein, dich zu lieben, Charlotte!«

In Charlotte ein Zittern. Doch sie biss sich auf die Lippen, drängte die Tränen, die eine Art Schaum bildeten, der ihren Blick behinderte, hinter die Lider zurück. Nickte. Denn sie war intelligent.

Charlotte lernte rasch. Auch in diesem Moment lernte sie, lernte durch die Gewalt der Erwachsenen, was sie entgegen musste, um zu gefallen.

Für einen Moment noch zögert Charlotte. Wie vor einem Sprung von einem Brett ins Wasser versuchte sie,

Zeit zu gewinnen, sich zu fassen, um dann kalt und klar das zu erwidern, was man von ihr hören wollte.

»Ja, Herr Vater«, meinte Charlotte schließlich kopfnickend.

Sie sah von ihrem Vater zu ihrer Mutter, die nur mit gesenktem Blick dasaß und keinen Kontakt mit ihr aufnahm, und dann zu Bruder Jean, mit dem sie seit einiger Zeit eine Kammer teilte. Doch es schien, als könne sie niemanden erreichen. Wie gerne hätte Charlotte sich jetzt an die weiche Brust der Amme geschmiegt! Aber es half nichts, sie war allein. Allein unter einer Schar von Dienern, Porzellan und funkelnden Lustern, allein auf einem großen Stuhl in einem alten kalten Schloss, dessen Mauern aus Stein waren und an dessen Wänden Gobelins hingen, die mit goldbestickten Mustern von Märchen und Fabeln erzählten. Charlotte seufzte und kaute schweigend, bis der letzte Gang zu Ende war. Nach dem Abendmahl wurde sie von der Amme gemeinsam mit dem Bruder in die Kammer gebracht. Charlotte war traurig, doch Jean schien es gar nicht zu bemerken. Mit der Selbstverständlichkeit eines jungen Helden plauderte und plapperte er wie eh. Denn Jean war neugierig. Und er hatte eine Menge Fragen an die Welt. So auch jetzt. Mit seinen großen Augen musterte er Charlotte, während die Diener ihn aus seiner Tunika schälten und ihm das Nachthemd überstreiften.

»Warum schläfst du? Warum isst du?«, fragte er die Schwester.

Solche Fragen stellte er oft. Normalerweise mochte Charlotte dieses Frage-Antwort-Spiel mit ihm, doch heute widerte es sie an.

»Weil ich muss?«, brummte sie deshalb nur und zog eine Augenbraue in die Höhe.

Der Bruder lachte.

»Eben!«, meinte er befriedigt und lüpfte sich sein Schlafgewand an den Schultern zurecht. Dann legte Jean die Stirn in Falten, zögerte einen Moment.

Hoffentlich ist er jetzt still, dachte Charlotte, doch leider: Der Bruder hatte Feuer gefangen, und abends stellte er besonders gerne Fragen.

»Was ist der schönste Baum der Welt?«, wollte er wissen.

Für einen Moment war Charlotte begeistert, lachte ihn an. »Der in der Mitte des Schlossgartens!«, erklärte sie und nickte dabei, dass ihr die Locken in die Stirn fielen. Der Diener sah sie mahmend an. Sofort zog Charlotte wieder den Kopf ein. Der Bruder aber hatte den Blick gar nicht bemerkt.

»Welche Farbe ist die schönste?«, fuhr er fort.

Jetzt wandte sich der Diener an Charlotte und begann, ihr das Kleid aufzuknöpfen. Dann löste er ihr den Kopfreif von den Haaren. Charlotte überlegte. Eigentlich liebte sie alle Farben, dachte sie.

»Der Regenbogen!«, entgegnete sie und hoffte, dass nun eine Ruhe war.

Aber Jean kam erst so richtig in Fahrt. »Und was magst du lieber? Regenbögen oder Bäume?«

Charlotte spürte, wie ihr das Kleid über den Kopf gezogen wurde, ein Lufthauch, eine kitzelige Bewegung.

»Die Bäume!«, sagte sie.

»Warum?«, wollte Jean wissen.

Da merkte Charlotte, wie sie immer wütender wurde. Doch es half nichts: Jean war der Mann, sie musste ihm antworten.

»Sie sind immer da. Regenbögen verschwinden zu schnell. Die sind nie sicher«, erklärte sie dann und war stolz

auf ihre Antwort. Doch natürlich wusste Jean auch da etwas zu entgegnen.

»Aber haben mehr Farben!«, meinte er.

Charlotte schüttelte den Kopf, während der Diener ihr das Schlafgewand im Nacken verschloss.

»Egal!«, sagte sie.

Für einen Moment war es still. Jean, der sich nun auf sein Bett setzte, rümpfte die Nase.

»Ich esse lieber als ich schlafe«, meinte er dann.

Nun wallte die Wut immer mehr in Charlotte hoch, war eine bittere Frucht, die in der Kehlkopfgegend stecken blieb, sich einfach nicht herunterschlucken ließ.

»Ich nicht!«, rief sie ein wenig zu laut aus.

»Zügeln Sie Ihre Zunge, Madame Charlotte-Rose!«, mahnte da der Diener.

Charlotte zuckte zurück, nickte und biss sich auf die Lippen, während dieser die Kerzen auslöschte. Mit einem knarrenden Geräusch schloss sich die Tür der Kammer.

Da ergriff Jean noch einmal das Wort. »Ach, was kümmert's mich, was du denkst, du bist bloß eine Frau!«, meinte er und drehte sich zur Seite.

Da wurde es dunkel in Charlotte. Dieser Satz, er löschte eine ganze Welt in ihr aus. Und mit einem Mal schwor sich Charlotte, Rache zu üben. Sie betrachtete den Bruder und verstand nicht, wie man so hassen konnte wie sie in diesem Moment. Dabei liebte sie Jean doch eigentlich! Mit einem schalen Geschmack im Mund zog nun auch sie die Decke über ihren Körper und schwieg in die Nacht hinein. Schwer atmend hoffte Charlotte, dass die Müdigkeit sie übermannete. Doch sie konnte nicht schlafen, drehte sich unter der Decke hin und her, räusperte sich, versuchte, die Wutfrucht wegzuschlucken. Es half nichts. So verstrich die Zeit.

Später, heimlich, stand Charlotte auf und ging auf leisen Sohlen an das Bett des Bruders heran. Im Dämmerlicht betrachtete sie Jean, sah ihn mit neidischem Blick an. Sah das schimmernde, hübsche Gesichtchen. Die im Schlaf flackernden Lider. Sah den Mund, der sanft und vage verzerrt vor ihr dalag. Wieder kam Wut in ihr auf.

Warum konnte sie nicht sein wie er?, dachte Charlotte. Ein Schauer durchlief sie mit einem Mal. Am liebsten würde sie jetzt nichts anderes tun, als den Bruder zu töten. Ihn töten für die Unmöglichkeit, er zu sein. Ein Mann zu sein. Sie überlegte. Aber ihn zu töten, war zu wenig, überlegte sie weiter. Denn auch sie müsste sterben, dann, aus Verzweiflung.

Während Charlotte ihren Bruder so betrachtete, spürte sie, wie sich Dunkel um ihre Gedanken legte. Eine Art Entsetzen zog durch ihren Kopf, bleich und ungreifbar wie der Schatten eines Vorhangs. Ein Schleier, den sie nicht begriff, weil sie keine Worte dafür hatte. Mit einem Mal fühlte sie sich, als würde eisiges Regenwasser sie überspülen. So streifte Charlotte zurück in ihr Bett. Zitternd schloss sie die Augen und wartete mit flachem Atem, dass der Schlaf käme. Vergebens.

Wär ich bloß eine Rose oder ein Baum und würde nicht bloß Rose heißen, dachte Charlotte da traurig.

So lernte Charlotte, die Geheimnisse ihres Herzens zu verbergen, als wären sie Schätze. Heimlich hegte sie in ihrem Kopf die Märchen der Amme, erzählte sie sich selbst, summte sie innerlich. Wie das raschelte und knisterte und klirrte! Fast als wäre Weihnachten, als richteten die Engel Überraschungen her! So trösteten diese Geschichten sie über das Älterwerden hinweg.

Charlotte: Eltern und Elfen

In der Abenddämmerung stieg er also über die Mauer in den Garten der Zauberin, stach in aller Eile eine Handvoll Rapunzeln und brachte sie seiner Frau. Sie machte sich sogleich Salat daraus und aß sie in voller Begierde auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Sollte sie Ruhe haben, so mußte der Mann noch einmal in den Garten steigen. Er machte sich also in der Abenddämmerung wieder hinab, als er aber die Mauer herabgekllettert war, erschrak er gewaltig, denn er sah die Zauberin vor sich stehen. »Wie kannst du es wagen«, sprach sie mit zornigem Blick, »in meinen Garten zu steigen und wie ein Dieb mir meine Rapunzeln zu stehlen? Das soll dir schlecht bekommen.« – »Ach«, antwortete er, »laßt Gnade für Recht ergehen, ich habe mich nur aus Not dazu entschlossen. Meine Frau hat Eure Rapunzeln aus dem Fenster erblickt und empfindet ein so großes Gelüste, daß sie sterben würde, wenn sie nicht davon zu essen bekäme.« Da ließ die Zauberin in ihrem Zorne nach und sprach zu ihm: »Verhält es sich so, wie du sagst, so will ich dir gestatten, Rapunzeln mitzunehmen, soviel du willst, allein ich mache eine Bedingung: Du mußt mir das Kind geben, das deine Frau zur Welt bringen wird. Es soll ihm gut gehen, und ich will für es sorgen wie eine Mutter.« Der Mann sagte in der Angst alles zu, und als die Frau in Wochen kam, so erschien sogleich die Zauberin, gab dem Kinde den Namen Rapunzel und nahm es mit sich fort.



Foto: Konstantin Reyer

Sophie Anna Reyer, geb. 1984 in Wien, freischaffende Autorin, promovierte Philosophin und Komponistin klassischer Musik. Sie lebt und arbeitet in Wien.

Studium der Germanistik in Wien, Studium Komposition in Graz mit Abschluss Bakk. art (2007). 2010 erwarb sie den Master of Arts in Komposition für Musiktheater sowie ein Diplom für szenisches Schreiben bei uniT. Studium an der Kunsthochschule für Medien in Köln, Diplom-Abschluss 2013 und 2014. 2017 Doktor der Philosophie mit der Arbeit

»Performanz und Biomacht« (Angewandte Kunst Wien, Betreuung: Ferdinand Schmatz). Kompositionen für Grazer Hörfest, Forum Stadtpark, Mummuth, Musikverein Wien, Stadtmuseum Graz u.v.m. Seit 2009 Theaterstücke, Musiktheater und Filme. Seit 2010 werden diese Arbeiten vom S. Fischer Verlag für Theater und Medien vertreten. Auftritte mit Sound-performance und/oder eigenen Texten in Belgrad, Krakau, Brüssel, Frankfurt, Leipzig, Berlin, Wien, Linz, Innsbruck, Salzburg und Graz. Viele Gemeinschaftsarbeiten und -projekte mit Schriftsteller/innen, Musiker/innen und Filmemacher/innen.

Reyer schreibt Lyrik, Romane und Kinderbücher, die sie teilweise selbst illustriert. Mitglied der Redaktion der Literaturzeitschriften LICHTUNGEN und PODIUM. Ihre Texte wurden ins Serbische, Polnische, Kroatische, Estnische, Portugiesische, Englische, Vietnamesische und Spanische übersetzt.

Publikationen in österreichischen und deutschen Literaturzeitschriften (perspektive, manuskripte, the gap, LICHTUNGEN, schreibkraft, kritische edition etc.) sowie im Netz auf poetenladen und KUNO-Kulturnotizen. Veröffentlichungen in Anthologien.

Viele Auszeichnungen, Preise und Stipendien. 2019 wurde ihr Roman »Mutter brennt« (edition keiper) für die Shortlist des Österreichischen Buchpreises nominiert.

Sophie Reyer
in der edition keiper:



Gartentage

Roman

206 Seiten, Pappband
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-52-3

keiper lyrik 4: flug (spuren)

152 Seiten, broschiert
€ 15,40 (A) / 14,98 (D)
ISBN 978-3-902901-00-2



Anna und der Wulian

Kinderbuch ab 4 Jahren

34 Seiten, gebunden / Pappband
durchgehend illustriert, Farbdruck
€ 16,50 (A) / 16,05 (D)
ISBN 978-3-902901-82-8

Der kleine Mann aus Salz

Roman

170 Seiten, Pappband
€ 17,60 (A) / 17,12 (D)
ISBN 978-3-903144-02-6



Tausendundein Tag Geschichten in die Zeit gestreut

Roman

170 Seiten, Pappband
€ 20,00 (A) / 19,45 (D)
ISBN 978-3-903144-32-3

Vampyrella

Eine Untotologie

136 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903144-60-6



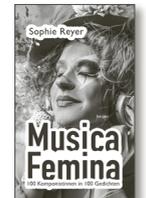
Mutter brennt

Roman

248 Seiten, Pappband
€ 23,00 (A) / 22,37 (D)
ISBN 978-3-903144-85-9

Musica Femina 100 Komponistinnen in 100 Gedichten

140 Seiten, Pappband
€ 18,00 (A) / 17,51 (D)
ISBN 978-3-903322-28-8



Wanja und das Kaffeehaus der Wörter

Jugendroman

248 Seiten, Pappband
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-70-7

Merlins Tochter

Roman

140 Seiten, Pappband
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-98-1



